



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Amtmanns Magd.

Alle Rechte vorbehalten.

Von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Rasch entschlossen trat Herr Markus unter die Stubenthür, aber erschrocken fuhr er zusammen und zog sich unwillkürlich wieder tief in die Hausflur zurück. In der gegenüberliegenden Zimmerecke — es war just die Ecke, aus welcher gestern Abend das monotone Gemurmel der männlichen Stimme gekommen — stand ein Bett, und in den Rissen desselben lag ein Schläfer. Färbte die blaue Dämmerung das stille Antlitz so leichenhaft, oder hielt der wirkliche Todesschlaf die Augen dort geschlossen — das ließ sich schwer entscheiden. Darüber sann auch der bestürzte Mann in der Hausflur nicht — er starrte nach dem wallenden, rötlich blonden Vollbart, der sich über die buntgewürfelte Bettdecke breitete. Wie kam der Mensch, den er und Frau Griebel neulich gleichsam von der Landstraße aufgelesen und eine Nacht im Gutshause verpflegt hatten, hierher, und seit wie lange beherbergte ihn die geheimnißvolle Ecke dort, die ihn, dem Gutsherrn, so viel Kopfzerbrechens verursacht? Was aber vor Allem hatte Fräulein Gouvernante, die dünnleibige, precieuse Weltkame, hier im Waldhüterhaus, am Krankenbett eines Landtreichers zu schaffen?

Ein leises Geräusch, das Hingleiten eines Frauengewandes über die Dielen des Zimmers, ließ ihn noch tiefer in's Dunkel zurücktreten; er wollte sich erst klar werden über das Thun und Treiben der verhassten Mansardenbewohnerin, ehe er ihr entgegentrat. Sie mußte aus einer Seitenthür, wohl aus der Küche, gekommen sein und mochte noch einen Augenblick an einem Tische hantieren; ein leises, schnell wieder verstummendes Aneinanderklängen von Glasgeschirr wurde hörbar; dann huschte die Schleppe weiter. Die Dame trat in den Gesichtskreis des Lauschers.

Die schlanke, elegante Gestalt kehrte ihm den Rücken zu. Er sah den feinfrisirten Hinterkopf, reiche, dunkle Flechten, aus denen sich hinter dem Ohr ein paar kurze Locken stahlen, sah, wie die eine Hand nach der Schleppe des dunklen Kleides zurückgriff, um sie grazios aufzunehmen — wunderbar! — er hatte diese junge Dame neulich in der Abenddämmerung nur flüchtig wie einen Schatten neben ihrem Onkel gesehen, er hatte nie in seinem Leben mit ihr gesprochen, und doch war es ihm, als kenne er sie seit lange, lange.

Sie bog sich tief über den Schlafenden und horchte auf seine Athemzüge; eine Fliege, die um das Kopfkissen summt, wurde mit sanfter Hand weggeschickt; dann wandte sie sich um, und — der Mann in der Hausflur stand wie vom Donner gerührt. . . Und wenn sie auch eine Dame comme il faut schien, wenn auch eine Fülle krauser Locken tief in ihre Stirn fiel, ein

modern eleganter Anzug eng die Formen umschmiegte, die der Arbeitskittel und die dicken, steifen Schürzenfalten bisher erfolgreich verpuppt hatten — es war doch Amtmanns Magd, die da in sich gefehrt, mit gesenkten Lidern lautlos nach dem Tisch an der Thür zurückkehrte. . .

Wie Schuppen fiel es von den Augen des Mannes, dem vor Bestürzung der Athem stockte — Teufel! — er hatte sich schmählich mystificiren lassen. Er war dieser Feinen gegenüber der ehrliche, dummgläubige deutsche Michel gewesen, der ohne allen Spürsinn weder ein Rechts noch Links erwogen und gerade nur das festgehalten hatte, auf was er mit der Nase gestoßen worden war. . . Ein ganz klein wenig mehr Schlauchheit, als Stiefmutter Natur ihm gegeben, hätte leicht das Räthsel der Sphinx zu lösen vermocht; denn es war nicht schwer gewesen, und neben dem bitteren Ernste hatte leise und lieblich mädchenhafte Schelmerei hineingespielt, wie er nun wußte — das „Bild von Saiz“ hatte freilich hinter seinem Schleier in der Mansarde sitzen müssen, während Fräulein Agnes Franz in den Arbeitskittel geschlüpft war, um Brod für die beiden unglücklichen alten Menschen zu schaffen. „Unzertrennlich, ein Herz und eine Seele“ seien Fräulein Gouvernante und Amtmanns Magd, war ihm der strikten Wahrheit gemäß gesagt worden, und wenn er dabei nicht auf den getrennten Gedanken gekommen, daß das Doppelwesen nur ein und denselben Kopf haben könne — den schönen, ausdrucksvollen, den er von seinem Verstecke aus so lockend nahe vor sich sah — so hatte das eben nur so einem unbeholfenen, blödsichtigen alten Knaben wie ihm passiren können.

Ein Gemisch von Zürnen und Bewunderung, von Verlangen nach Revanche und mittheilsvoller Zärtlichkeit wogte in ihm auf, und er dankte seinem Stern, der ihn im Dunkel der Hausflur festgehalten — da blieb ihm Zeit, sich zu sammeln. Den Triumph, ihn in seiner grenzenlosen Bestürzung zu sehen, sollte „Fräulein Gouvernante“ doch nicht erleben; nicht einmal Erstaunen durfte sie in seinen Zügen finden.

Ohne ihn zu bemerken, ging sie quer an der offenen Thür vorüber, und er bog sich weit vor, um sie am Tische beobachten zu können. Sie zerschnitt eine Citrone und warf die Scheiben in ein Glasgefäß voll Brodwasser; und nun wußte er auch, weshalb die schöne Nichte nicht ohne Handschuhe ausgehen sollte; der „alte Waidhaus“ auf dem Vorwerke suchte es nach Kräften zu vertuschen, daß „eine Franz, die Tochter eines höheren Officiers“, Magddienste hatte verrichten müssen, und die schlimmsten Verräther

Wer Detker's Heimath kennt, der wird nicht nur angeheimelt, sondern tief ergriffen werden von der Wahrheit dieser häuerlichen Erzählungen. Man könnte das Buch auch „Fritz Detker und die Seinen“ nennen, und dadurch gewinnt es heute einen doppelten Werth. Detker's Vater war dort ein kleiner Bauer und zugleich Besitzer einer kleinen Klappermühle, die von einem vom Bückeberg herabkommenden Bächlein gespeist wird. Dieser Müller und die Seinen sind die Helden der Detker'schen „Schildereien“. Der „Müller“, das ist Detker's Vater; der „Berg“, den er und seine Familie (in der zweiten Erzählung) übersteigen, das ist der Bückeberg; der „Fritz“, das ist Detker selbst; der „Christian“, das ist sein Bruder Karl. Sie sind herauszukommen, obgleich die Namen geändert oder unterdrückt sind. Es ist ein Buch voll Menschenkenntniß und Naturfinn, voll Leben und Wahrheit.

Aber mit derselben Liebe, mit welcher er sich in das intime Leben seiner kleinen Heimath vertiefte, studirte er auch das germanische Leben im Auslande, so lange ihm die politische Verfolgung den Aufenthalt in Deutschland unmöglich machte. In Belgien trat er ein für die Vlamingen gegen die Fransquillons. Seine „Belgischen Studien“ (Stuttgart, 1876) enthalten Schilderungen ersten Ranges.

Sein Buch „Helgoland“ (Berlin, 1855) ist weitaus das Gediegenste unter den zahlreichsten Publicationen über diese unter englischer Herrschaft stehende deutsche Insel. Es enthält die gründlichsten rechts- und kulturhistorischen Studien, und die darin enthaltenen sprachwissenschaftlichen Forschungen wurden von Jacob Grimm des lebhaftesten Beifalls gewürdigt.

Noch kurz vor seinem Tode hat Detker wiederholt in öffentlichen Blättern, englischen wie deutschen, das Wort ergriffen, um die Helgoländer gegen gewisse englische Experimente zu schützen.

Doch kehren wir zurück zu dem Anfange seiner öffentlichen Laufbahn! Er machte 1835 sein juristisches Staatsexamen, allein er mußte einige Zeit warten, bevor man ihn provisorisch zur Anwaltschaft zuließ. Erst das Jahr Achtundvierzig ließ ihn endgültig dazu gelangen. Gleichzeitig wurde Detker Stadtrath in Kassel, Mitglied der Ständeversammlung und Begründer der „Neuen hessischen Zeitung“. In diesen Stellungen führte er unerschrocken den Kampf wider die kurfürstliche Mißregierung und die Hassensflug'sche Willkür. Dieser Kampf gestaltete sich immer ernsthafter. Im Herbst 1850 wurde Detker verhaftet, ohne Urtheil und Recht Wochen lang gefangen gehalten und dann von den „Strafbaiern“ über die Grenze getrieben. Aber selbst im „deutschen Auslande“ war er nicht sicher. Nach Göttingen, nach Braunschweig, nach Wangeroge folgte ihm die kurfürstliche Verfolgung. Er mußte nach dem englischen Helgoland flüchten, um sich vor den lebenswürdigen Zudringlichkeiten seines theuren Landesvaters zu retten. Auf diesem kleinen Eilande, welches statt der Wälder nur die berühmte „Kartoffelallee“ aufzuweisen hat, saß er drei lange Jahre, wie Iphigenie „das Land der Katten mit der Seele suchend“. Auch Krankheit hielt ihn da fest; erst im Herbst 1854 gelang es ihm, nach dem Festlande zurückzukehren. Er wohnte von 1854 bis 1859 in Brüssel und an anderen Orten von Belgien. Aber er mochte wohnen wo er wollte, nach allen Orten trug er den kurhessischen Boden an den Schuhsohlen mit sich; auch in der Fremde beherzichte die Sorge für die Verfassung und das Wohl seiner Heimath sein Dichten und Trachten. Auch von Helgoland, von Ostende, Brüssel, Brügge, Gent und Mecheln aus war er für die Schwachen eine Stütze, für die Rathlosen, für die Verzagten ein Tröster.

Raum gestattete ihm die „neue Aera“ die Rückkehr, so erschien er 1859 wieder in Kassel. An der Stelle des früheren Blattes, das ebenfalls der kriegszuständlich-polizeilichen Willkür erlegen, gründete er die „Hessische Morgenzeitung“, in welcher er die sogenannten „Nachtessen“ unbarmherzig bekämpfte. Er, der kranke Verbannte, wurde die Seele und das Haupt der ganzen

hessischen Verfassungskartei. Ohne ihn war der Kampf überhaupt nicht denkbar. Er führte ihn mit einer Sorgfalt, von der man in größeren Verhältnissen gar keinen Begriff hat. Er war Höchstcommandirender und Chef des Generalstabs in einer Person. Damit nicht genug, exercirte er die Wahlförperschaften ein, und er drückte auch die Rekruten in dem Landtage, welcher sich mehr durch Standhaftigkeit als durch Intelligenz auszeichnete. Detker formulirte die Anträge; er verfaßte gar Manches, das ein Anderer vortrug. Er setzte den Landtag in Scene und besang ihn dann in der Zeitung, Homer und Achilles in einer Person. Wider seine kranke Brust richteten sich alle Geschosse der Gegner, und diese Geschosse waren nicht immer sehr reinlich. Aber nicht einmal den Gumor mußte ihm Alles das zu verderben. Er hat ihn bewahrt bis zur letzten Stunde seines Lebens.

Ich hatte ihm am 7. December 1880 geschrieben, um ihm meinen Beifall auszusprechen für seine prachtvollen niederhessischen Bauerngeschichten, die soeben erschienen und von mir an einem einzigen Tage verschlungen worden waren. Auch hatte ich ihm eine Kritik der Geschichten „angedroht“. Da ich nicht wußte, wo er sich aufhielt, hatte ich den Brief an die Herren Gebrüder Paetel in Berlin, die Verleger des Buches, adressirt. Ich erhielt von Detker mündlich folgende, offenbar im Bette und unter Anstrengung, mit Blei geschriebene Antwort per Postkarte:

„NW Berlin, Augusta-Hospital, 8. December 1880.

Daß Euer Lieben mich den Berlinern gegenüber, die meine Bücher todt zu schweigen pflegen, rächen wollen, finde ich sehr edel. Wollen Sie dabei sagen, daß ich keine ‚Dorfgeschichten‘ im gewöhnlichen Sinne des Wortes geschrieben habe, sondern blanke, volle Wirklichkeit, wenn auch hier und da etwas ungrupirt, so habe ich nichts dagegen. Ich selbst kam nicht mehr dazu, es in der Vorrede zu sagen. Ein furchtbares Leiden kam mir auf den Hals, oder vielmehr in den rechten Arm, wovon ich noch nicht genesen bin — nach sechs Monaten! Wenn mich Jemand fragt, was es sei, so sage ich: Neuralgia humero-brachialis obscura perplexa. Gewöhnlich giebt man sich dann mit einem ‚Ach so!‘ zufrieden, was mit einem deutschen Worte nicht zu erreichen steht.

Wäge Ihr Schatten ein geringer werden!

Fr. D.“

Ich wollte also das treffliche Bächlein in einer Zeitschrift besprechen und darin alles Gute, was ich darüber auf dem Herzen habe (und wovon Obiges nur ein ganz kleiner Theil ist) vollständig sagen. Aber es kam mir allerlei Arbeit dazwischen.

Am 11. Januar 1881 erhielt ich eine zweite Postkarte von Detker, die also lautete:

„Hochmügende Lieben!

Im Stände der Unschuld lebend (d. i. entfernt von Menschen, Zeitschriften und Büchern), weiß ich nicht, ob Euer Lieben Bedrohung vom 7. December vorigen Jahres ausgeführt worden ist. Wenn ja, so wollte ich mir einen Abdruck erbitten — in's Augusta-Hospital zu Berlin NW, woselbst ich elendiglich, aber schönstens grüßend, verharre.

Fr. D.“

Ich machte mich nun an die Arbeit, war aber mit derselben noch nicht fertig, als ich am 18. Februar die Nachricht von seinem Tode erhielt.

Ach, dachte ich, ist doch das zu rascher Ausführung guter Entschliessung mahnende englische Sprichwort: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert“ so richtig. Mein Vorsatz, dem lieben, alten Freund mit einer öffentlichen Besprechung seines Buches eine so wohlverdiente Freude auf dem Krankenlager zu machen, ist durch mein Zögern vereitelt.

So will ich wenigstens dieses Blatt niederlegen auf dem Grabe des Tapfern.

Friedrich von Matthisson.

Zum fünfzigsten Gedenktage seines Todes.

Wie schnell das literarische Schönheitsideal einer Zeit sich wandelt, darüber belehren uns wohl nur wenige Beispiele so eindringlich, wie dasjenige des Dichters, dessen Andenken die deutsche Nation am 12. März d. J., dem fünfzigsten Erinnerungstage seines

Todes, feiern könnte — wenn heute überhaupt noch eine Seele in Deutschland des Todten von Wörth gedächte. Der von Schiller mit so großer Wärme und einem reichen Aufwande von kunstphilosophischen Beweisführungen auf den literarischen Schild gehobene und trotz

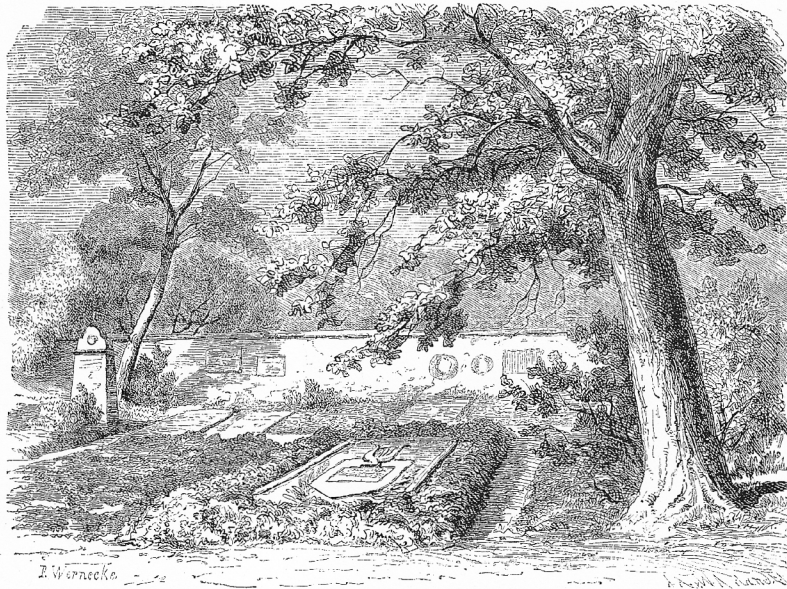
A. W. von Schlegel's feindseliger Kritik von unseren Großeltern und Eltern hochgeehrte Friedrich von Matthiſſon iſt uns heute nur noch der Repräſentant einer längst abgethanen poetiſchen Geſchmackſrichtung, die durch eine einſeitig elegiſch-ſentimentale Gefühls- und Naturmalerei oft genug zu erſehen ſuchte, was ihr an innerer poetiſcher Wahrheit abging. In wie ſtimmungsvoller Beleuchtung uns auch die Scenerien der Matthiſſon'schen Gedichte erſcheinen mögen, dieſe geheimnißvollen Mondaufgänge über ſchilfumkränzten Seen, dieſe ephemerankten Trümmer und abendrothbeleuchteten Burgen und wie ſonſt die träumeriſchen Bilder der Phantaſie des Dichters ſich unſerem geiſtigen Auge darſtellen — ſie ſind uns Kindern der heutigen Zeit zu einem großen Theile nur Außenſache der Poeſie; wir können uns an ihnen nur ſelten erwärmen und erfreuen, weil wir die innere Bewegtheit, den geiſtigen Kern an ihnen allzu oft vermiſſen.

Wer war Friedrich von Matthiſſon und welche Stellung gebührt ihm in der Geſchichte der deutſchen Dichtung? Nicht Viele wiſſen heute noch auf dieſe Frage zu antworten — der Schüßling Schiller's iſt eben ein längst Verſchollener, und dieſe Zeilen wollen den in mehr als einem Punkte mit Recht vergeſſenen Poeten auch nicht zu neuem Leben erwecken; ſie wollen nur in Kürze ſeine literariſche Bedeutung kennzeichnen. Am treffendſten hat man Matthiſſon charakteriſirt, indem man ihn den Landſchaftsmaler unter den deutſchen Dichtern nannte. Sein Dichten iſt ein Abſchreiben der Natur, eine oft bis in's Einzelne getreue Wiedergabe des von ihm in's Auge gefaßten landſchaftlichen Locals; dieſes Copiren der Natur macht die eigentliche Eigenart ſeiner Schilderungen aus, und ſo vollzieht ſich in ihnen denn auch der höchſte, freilich ſehr fragwürdige Triumpf, den dieſe Dichtungsart feiern kann: Matthiſſon's Gedichte erwecken in dem Leſer dieſelben Empfindungen, welche der Anblick einer maleriſchen Gegend in dem Naturbeſchauer erregt. Aber es iſt doch ein einigermaßen mühsamer, dem Leſer nur auf dem Wege der Reflexion möglicher Naturgenuß, den uns hier der Maler, Worte als Farben benutzend, bietet; denn dem Worte fehlt naturgemäß die ſinnliche Anſchaulichkeit, die unmittelbare Wirkung auf das Vorſtellungsvermögen, welche der Farbe eigen iſt — unſer Dichter vergaß, daß er die Feder und nicht den Pinſel führte: Dieſe Naturmalerei in Reimen und Rhythmen als Selbſtzweck der Poeſie iſt jedenfalls eine der untergeordnetſten, wenn nicht überhaupt eine unangemeſſene Ausdrucksweiſe der Dichtkunſt; ſie kann, wie Leſſing in ſeinem „Laokoön“ ſo ſchlagend nachgewieſen hat, keinenfalls Anſpruch machen auf dieſelbe künſtleriſche Rangstufe, welche die Landſchaftsmalerei in der Kunſt des mit Farbe und Pinſel ſchaffenden Malers einnimmt — ſie iſt, im Grunde genommen, nichts als dichterische Decorationsmalerei, die den Anſpruch auf geiſtigen Inhalt nicht befriedigen kann.

Aber dennoch — ein ſo bedingungslos abfälliges Urtheil, wie wir Heutigen, zumal die heutigen Literaturgeſchichten, über Matthiſſon's Gedichte zu fällen gewohnt ſind, dürfte dem doch in der Werthmeſſung dieſes Poeten nicht das unbedingt Richtige treffen. Ein Verdienſt wird man Matthiſſon trotz ſeiner großen Schwächen nicht abſprechen können: er hat — wie einſeitig auch immer — gezeigt, daß ſchöne und maßvolle Naturmalerei bis zu einem gewiſſen Grade auch dem Dichter natürlich und möglich iſt, und wenn er

dabei in den Fehler verfallen iſt, ſeine oft zwar ſchwächlichen und ſüßlichen, häufig aber auch farbenprächtigen und immer an Gegenſtänden reichen Landſchaftsscenerien als etwas an und für ſich und ohne geiſtige Zuthat Lebensberechtigtes hinzustellen, ſo war das allerdings ein Anſpruch, der den inneren Geſetzen der Poeſie widerſpricht, aber trotz dieſes Irrthums war Matthiſſon doch in gewiſſem Sinne ein Lehrer der Nachſtrebenden; ſie lernten von ihm, die Natur ſein beobachten und ſtimmungsvoll wiedergeben, aber ſie malten nicht nur, wie er; ſie thaten, indem ſie malten, hinzu, woran es ihm gebrach: die Kraft, die Leidenschaft, die tiefere Bedeutung — den Geiſt. So wurde, was bei ihm Mittelpunkt und Inhalt war, bei den Späteren Folie und Staffage, und ſo gewann die Landſchaftsmalerei ſich einen gerechtfertigten Platz in der Poeſie. Es könnte ein nicht uninteressantes Capitel deutſcher Literaturgeſchichte abgeben, nachzuweiſen, wie die beſchreibende Lyrik nach den Tagen Matthiſſon's an Dieſen anknüpft und die von ihm angeſtreute Saat zeitigt; es dürfte nicht ſchwer ſein, darzuthun, wie bis in die Lieder Uhland's und Heine's, ja Geibel's und Bodenſtedt's hinein Matthiſſon'sche Naturmalerei nachklingt.

Und noch Eines müſſen wir Enkel dem Lieblinge unſerer Großväter nachrühmen: Matthiſſon hat — was in jener Zeit formeller Verwilderung nicht hoch genug angeſchlagen werden kann — als Einer der Erſten ſich eine klangvolle, edle Form, die Muſik des Rhythmus und die Reinheit der poetiſchen Sprache zum Geſetze gemacht und iſt dieſem Geſetze ſtets mit Strenge gefolgt. Auch dadurch wurde er größeren Nachſtrebenden ein achtunggebietendes Muſter. Er iſt im Reim nicht immer correct — wer war es in jenen Tagen? — in der logiſchen Gruppierung der Bilder nicht immer unanſehbar, aber er iſt in der architektoniſchen Gliederung ſeiner Verſe und Strophen ſtets geſchmackvoll, in der dichterischen Sprache ſtets



Matthiſſon's Grab auf dem Friedhofe zu Wörlitz.

Nach der Natur gezeichnet von F. Werneck.

gewählt. Man höre z. B. nur die nach der Seite der Formſchönheit noch heute anſprechende Naturmalerei in dem folgenden Gedichte:

Abendlandschaft.

Goldner Schein Deckt den Hain; Mild beleuchtet Zauberſchimmer Der umbüſchten Waldung Trümmer.	Maleriſch! Im Gebüſch Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle Die, bemooste Clansnerzelle.
Still und hehr Strahlt das Meer; Heimwärts gleiten, ſanft wie Schwäne, Fern am Eiland Fiſcherfähne.	Bappeln wehn Auf den Höhen; Eichen glühn, zum Schattendome Dicht verſchränkt, am Felsenſtröme.
Silberſand Müht am Strand; Röther ſchweben hier, dort bläſſer, Wolkenbilder im Gewäſſer.	Nebelgrau Weht im Thau Eiſenreigen dort, wo Rüſtern Am Drudenaltar flüſtern.
Rauschend kränzt, Goldbeſtäuzt, Wankend Nied des Vorlandes Hügel, Wild umſchwärmt vom Seegelügel.	Auf der Fluth Stirbt die Gluth; Schon verläßt der Abendſchimmer Um der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geiſterſpiel wehn im Thale
Am verſunkne Felſdenmale.

Matthiſſon's „Abendlandschaft“ beſtätigt in wenigſtens zwei Punkten die Kritik, welche Schiller über den Dichter fällt. Nach ihm vereinigt Matthiſſon in ſeinen Liedern dreierlei Erforderniſſe

landschaftlicher Darstellung: seine Stimmungsgemälde gefallen uns durch ihre Anschaulichkeit; sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit; sie beschäftigen uns durch den Geist, der in ihnen athmet. Die beiden ersten Zugeständnisse Schiller's dürften noch heute ihre volle Gültigkeit haben, und nur bezüglich des dritten könnte man angesichts der gegenwärtigen gesteigerten Anforderungen mit dem berühmten Kritiker rechten.

Geboren wurde Friedrich von Matthiſſon — um die wichtigsten Daten seines Lebens hier nicht zu übergehen — am 23. Januar 1761 zu Hohendobeleben bei Magdeburg, und zwar einige Monate nach dem Tode seines Vaters, eines früheren Feldpredigers. Seine Erziehung empfang er, der Hauptsache nach, im Hause seines Großvaters, eines Landgeistlichen, seine akademische Vorbildung aber auf der Schule zu Kloster-Bergen, von wo er die Universität Halle bezog, um, den Traditionen seiner Familie gemäß, Theologie zu studiren; sein idealistisch gestimmter Geist trieb ihn indessen sehr bald in wissenschaftliche Bahnen, die seinem Brodstudium ziemlich fern lagen, und so wurde aus dem Studenten der Theologie ein Jünger der schönen Literatur, ein Hörer der Natur- und Sprachwissenschaften. Nach einer kurzen Thätigkeit als Lehrer am Erziehungsanstalt zu Dessau begab er sich in der Eigenschaft eines Hofmeisters mit den jungen livländischen Grafen Sievers auf Reisen in Deutschland und lebte dann, viel-

sach leidend, von 1788 bis 1790 zu Schloß Nyon am Genfersee bei seinem Freunde Bonstetten, wo er die eigentliche Blüthezeit seines dichterischen Schaffens erlebte und unter Anderem sein so berühmt gewordenes Gedicht „Am Genfersee“ verfaßte. Nirgend eine dauernde Stätte findend, war er alsdann eine Zeit lang Lehrer in der Familie eines Handelsherrn in Lyon, darauf Lector und Reisegefährte der Fürstin von Anhalt-Dessau, mit welcher er 1795 Italien, die Schweiz und Tirol besuchte, und endlich Hofbeamter im Dienste des Königs von Württemberg, der ihn zum Legationsrath, zum Intendanten des Hoftheaters und Oberbibliothekar ernannte. Durch den Tod seiner Frau schwer getroffen und durch vielfach abfällige Beurtheilungen seines literarischen Wirkens innerlich verstimmt und ermüdet, zog er sich um das Jahr 1824 nach dem reizenden Städtchen Wörlitz bei Dessau zurück, wo er am 12. März 1831 im siebenzigsten Lebensjahre starb.

Wir dürfen das Grab auf dem Wörlitzer Friedhofe, in dem der einst so gefeierte Friedrich von Matthiſſon nunmehr seit fünfzig Jahren schlummert, als eine Stätte bezeichnen, an der in unseren Tagen materieller Lebensrichtung die Mahnung zu uns spricht: ein dem Geistigen und der Schönheit in reinem Streben zugewandtes Dasein, wie unvollkommen und fehlerhaft es auch in seinen einzelnen Aeußerungen sein mag, hat für alle Zeiten eine Art vorbildlicher Bedeutung.

Gruft Ziel.

Feuerlied.

Erzählung von Karl Weiß.

1.

Feuerlied! Die so genannt wurde, war ein hochaufgeschossenes Ding von kaum vierzehn Jahren, schmalshulterig und ein wenig nach vorn gebeugt. Sie hieß eigentlich Elisabeth Grundner und war die einzige Tochter des reichen Himmelbauers, der diesen Namen nach seinem Anwesen, dem Himmelbauernhofe, führte. Der lag etwa zwei Steinwürfe von der Bösenbachbrücke entfernt, hart an die Himmelsleiter, eine kahle steile Felswand, gedrückt, und ließ seinen Besitzern seit Menschengedenken den Namen.

Liesel's Vater hieß nach seinem Taufzettel, den er freilich nicht entziffern konnte, weil dieses Document lateinisch abgefaßt war, und nach seinem Trauscheine, der für ihn jedoch gleichfalls stumm blieb, da der Himmelbauer Geschriebenes überhaupt nicht lesen konnte: Joseph Grundner, und nie fühlte er sich glücklicher, nie gehobener, als wenn er diesen Namen, der für ihn etwas Außergewöhnliches, Geheimnißvolles hatte, mit schweren, nur Eingeweihten leserlichen Zügen unter irgend eine „Schrift“ setzen konnte. Doch verfehlte er dann nie, ein energisch geschwürfeltes „vulgo Himmelbauer“ darunter zu malen, womit er die Verbindung zwischen jenem Feiertags-Joseph Grundner und dem Alltags-Himmelbauer wieder herstellte.

Damit war die Grenze seiner Kenntnisse im Schriftfache erreicht, und wozu hätte er auch mehr gebraucht? Im Gemeinde-Ausschusse, dem der reiche Himmelbauer selbstverständlich angehörte, wurden alle Fragen mündlich abgehandelt; für das Schriftliche war der Schullehrer da und der Schneider, welcher Letzterer seit Jahren das Amt des Gemeinbeschreibers versah.

Im Uebrigen war der reiche Himmelbauer ein aufgeklärter Mann, der mit seiner Zeit vorwärts ging und sich allsonntäglich von seiner Tochter, der blondhaarigen Liesl, aus den letzten Nummern des „Neuigkeit-Weltblattes“ alle Ereignisse vorlesen ließ, die sich jenseits des Bösenbaches auf der weiten Erde zutrugen. Dazu setzte er die schwere, silbergeränderte Brille auf die knollige Nase, nahm das Gesangbuch hervor, in welchem alle Papiere des Himmelbauernhofes wohlverwahrt ruhten, und entfaltete langsam und feierlich den lateinisch geschriebenen Taufschein, den er vorsichtig und respectvoll glättete. Von Zeit zu Zeit warf er einen andächtigen Blick auf die Stelle, welche nach Angabe des Schullehrers seinen Namen enthielt, und saß nun, der Vorlesung harrend, würdevoll da, ganz der feiertägliche Joseph Grundner aus der geheimnißvollen, bereits ein wenig abgerissenen „Schrift“, die vor ihm ausgebreitet lag.

Hier und da fuhr er sich mit der flachen Hand über das an Sonntagen stets wohl rasirte Kinn oder lehnte sich bequemer in den Großvaterstuhl zurück, der unter der wuchtigen Körperlast des stämmigen Himmelbauers ächzte und knarrte. Das war dann

der Tochter immer ein willkommener Vorwand, um mit einem „Was?“ oder „Hat der Vater was g'mant?“ die mühselige Leseübung zu unterbrechen, ein Versuch, der aber stets mißlang; denn der Vater schenkte ihr doch nicht eine Silbe des Weltblattes und das „dumme Blatt“ war „gar so viel lang“.

Liesel stemmte dann mit einem unterdrückten Seufzer beide Hände unter's Kinn und die Ellbogen auf den Tisch, senkte die dunklen Augen wieder auf die Zeitung und las ingrimmig weiter: „Feu—erz—brunst — in — Con—stan—ti—no—pel“ . . .

In der Fenster niche saß die alte Veronika, eine weitfichtige Anverwandte des Himmelbauers, die dieser bald nach dem bei der Geburt der Tochter erfolgten Tode der Bäuerin zu seiner Unterstützung auf den Hof genommen hatte.

Die alte Veronika, die gleich dem Himmelbauer eine schwere Brille, aber nur eine Hornbrille aufgesetzt hatte, horchte nicht auf die Schreckensnachrichten aus Constantinopel. Die kleinen, tief-liegenden Auglein waren fest auf das Gesangbuch gerichtet, das sie, soweit die ausgestreckten Arme reichten, von sich entfernt hielt, und der zahnlöse, eingefallene Mund bewegte sich murrend:

„O Mutter! voll der Huld und Gnade!
Der Sünder süßer Zufluchtsort!
O Meeresstern! O sich're Pfade!
Der Scheiternden ihr erster Port!“

Dazu nickte sie und schlug von Zeit zu Zeit andächtig ein Kreuz.

Sonst rührte sich nichts in der warmen Stube; der Ofen surrte und schnurrte behaglich, und draußen wirbelten lustige Schneeflocken vom Himmel zur Erde nieder.

Endlich, endlich neigte das „Weltblatt“ seinem Ende zu — noch eine interessante Mittheilung über das neuerliche Auftauchen der Seeschlange an der australischen Küste — und Liesl hatte es für heute überstanden.

Jetzt las sie noch: „Ge—druckt — bei — Hum—mel — in — Wie—n“, denn auch das schenkte ihr der Vater nie; dann sprang sie auf, fuhr sich mit beiden Händen über Augen und Wangen und reichte dem Vater das Zeitungsbblatt, das dieser sorgfältig zusammenlegte. Indessen drückte sich Liesl vorsichtig an der alten Veronika vorbei, die noch immer weltvergessen in das Gesangbuch blickte . . . und husch, war die Dirne aus der Stube.

„Der Wilbling!“ sagte der Himmelbauer laut.

„In Ewigkeit, Amen!“ murmelte die Alte, bekreuzigte sich und klappte das Buch zu. „Wer?“ fragte sie dann, die Brille abnehmend.

„Wer? — O' Liesl!“

Die Alte erhob sich eilig, strich sich die wenigen Strähne grauen Haares zurecht, die unter der Sonntagshaube hervorguckten: